

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 29.

Freitag, 4. Februar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

## Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Albert Petersen.

„Ach, Momme, du wirst noch verwöhnt“, meinte Petrea mit schelmischem Spott.

„Rein, du“, antwortete er ernsthaft, „offen gesagt, ich fühle mich bei diesen ollen Polsterstühlen gar nicht wohl, und die Tischplatten sind so glatt und sauber, daß man kaum wagt, was draufzustellen.“

„Wo ist's doch was Besonderes?“

Jetzt erst merkte er, daß sie ihn necken wollte.

„Bah“, antwortete er wegwerfend, „die eigengeschnittenen Armstühle zu Hause sind eher was Besonderes als so'n moderner Kram.“

Uwe hatte seinen Kopf müde zurückgelegt und die Augen geschlossen.

Momme sah die Geliebte ernst fragend an.

„Ich fürchte, es steht schlecht mit ihm, Momme“, flüsterte Petrea traurig.

Er nickte stumm.

„Was ist es damals eigentlich gewesen zwischen ihm und dem Maurer?“ fragte er dann.

Das junge Mädchen mochte ihm nicht von dem widerlichen Geruch erzählen. Sie zuckte die Achseln und antwortete: „Der Kerl tat's in der Trunkenheit.“

Und Momme fragte nicht weiter.

6.

Es war an einem windstillen, sonnigen Nachmittag im Oktober. Vom blauen Herbsthimmel hob sich blendend das weiße Gefieder der gemächlich schwebenden Möwen ab, durch die köstliche Ruhe des Strandes drang dann und wann von den Geesdörfern her wie aus märchenweiter Ferne das Schlagen einer Turmuhr. Auf der offenen See hinter der Inselkette stieß ein stolz ziehender Dampfer einen langgezogenen Ruf aus. Und dann war wieder alles still.

Es war die Zeit tiefsten Wasserstandes. Die weiten Watten lagen feucht glänzend da, über den grauen Schlick trippelten die Strandvögel. Nur in den Willen und im Tief glitzerte das Wasser im Sonnenschein.

Fräulein Vangett hatte ihren heiligen Schwur, nie einen Fuß auf die Hallig zu setzen, gebrochen. Aber ein kleiner Triumph in ihrer Bernunft war es ihr, daß sie durchgesehen hatte, nicht im schwankenden Boot nach Viekut übersiedeln zu müssen. Auf der Fahrt von Hamburg nach Sylt war sie dauernd in einem Zustand „kurz vorm Sterben“ gewesen, und sogar bei den ganz ruhigen Dampferreisen von einer Insel zur anderen und zum Festland nach Dagebüll hatte sie behauptet, an „innerer“ Seefrankheit zu leiden.

Wahr hielt sie es auch für ein Geldstück, auf dem Wagen über den Schlick — sie sagte „durchs Meer“ — zu fahren, aber immerhin fühlte man sich auf dem Wagen doch sicherer, und zitternd hatte Fräulein Vangett in hochwürdiger Gefährt bestiegen, mit dem Momme Haring an diesem sonnigen Herbsttag vor dem „Längenden Seehund“ hielt. Der Abschied zwischen ihr und Weggers war herzlicher, als man es eigentlich hätte erwarten können. Aber wenn man vielleicht in den Tod geht, ist man auch gegen „solche Leute“ freundlicher.

Der boshafte Birt rief ihr, als sie schon auf dem Wagen saß, obendrein noch nach: „O Fräulein, wenn Sie man lebend rüberkommen.“

Kramphast klammerte sich die Gesellschafterin an die Wagenlehne. Und jetzt klatschten die Pferdehufe laut und schwer in den feuchten Schlick, und die Räder schnitten, knirschten durch den widerstrebenden Boden.

Sacht fielen die Watten bis zum Tief ab, und als sie die Wasserrille erreichten, fiel Fräulein Vangett dem Wagenlenker in die Bügel.

„Da kommen wir nicht durch. Wollen Sie mich denn morden?“

„Da ist schon mancher Wagen bei höherem Wasserstande durchgekommen“, meinte Momme, riß gemächlich die Leine frei und trieb die Pferde an.

Fräulein Vangett kniff die Augen zu und schlug zitternd die Hände vors Gesicht. Sie hörte das Aufspritzen des Wassers, fühlte, daß der Wagen tiefer sank. Und wartete — wartete auf den Tod.

„Na, wir fahren schon wieder auf'm Schlick“, hörte sie dann die verlegend ruhige Stimme des Mannes, blickte auf und sah, daß die Wasserrinne hinter ihnen lag, und vor ihnen auf der sicheren Warft grüßte das Wohnhaus der Hallig zu ihr herüber. Sie war wegen der zur Schau getragenen Angst ein wenig beschämt und warf einen sehr fragenden Blick auf Haring, dessen unbewegtes Gesicht aber keine Spur von Spott verriet. Die Pferde fühlten, daß die Rufe auf festeren Boden traten, der Wagen rollte leichter über das grünbewachsene Borland.

Die Schafe, welche ihre plumpen Köpfe zum kurzen, dunklen Gras hinabstreckten, machten dem Gefährt widerwillig mit schwersölligen Sprüngen Platz. Der Hütelunge pfiff seinen struppigen Schäferhund zu sich heran. Weiter oben, wo das Gras üppiger wuchs, brüllten die Kühe. Momme warf einen wohlgefälligen Blick auf die behaglich weidenden Tiere, welche er selbst vor einigen Wochen drüben in der Marsch gekauft hatte und die sich hier sehr wohl zu fühlen schienen.

Soch oben auf der Warft reckten auf dem festen sauberen Strohdach drei Blickleiter ihre goldgekrönten Finger empor. Die Fensterreihe blitzte wie Spiegel Scheiben, und vor der geöffneten Doppeltür stand im schlichten Lederskleid die schlanke Gestalt der Gräfin und winkte zu den Ankommenden hinab.

Still lagen die Inseln und Halligen Nordfrieslands im weiten Umkreis, langsam, wie mit ruhiger, beobachteter Vorsicht kam von Westen her wieder die Flut. Die Möwen schwebten über den leichten Wellen, tauchten hier und da, wo sie eine Beute erpäßt hatten, zum Wasserspiegel nieder, stiegen mit lebhaft kraftvollen Flügelschlägen wieder hoch.

Die Abendsonne war im Scheiden, in rotgoldigem Glanz legten sich Meer und Küste zur Ruh'.

Und selbst von Fräulein Vangett wich das Gefühl verzagt machender Einsamkeit, der stille Friede der Gegend teilte sich ihr mit, und heiterer, als die Gräfin

erwartet hatte, verließ die ältliche Dame den Wagen und stieg zur Warfthöhe hinauf.

Die Gräfin führte sie sogleich über die fliesenbelegte Bordiele in ein kleines, aber molliges Zimmer, welches nach der östlichen Seite hin lag.

„Dieses ist Ihr Stübchen, liebe Bangett“, sagte die Gräfin stolz, „ich glaube auch Sie werden sich in dieser köstlichen Einsamkeit noch wohlfühlen. Wenn diese Rüste es einmal angetan hat —“

Die Gesellschafterin rieb sich — was sie eigentlich für Domestiken- und Plebejerangewohnheit hielt — wohligh die Hände. Wie behaglich war es hier im Vergleich zu der kahlen Stube im „Tanzenden Seehund“.

„Die Eigenarten dieser Gegend sind einem so fremd“, sagte sie, um sich zu entschuldigen.

„Vielleicht wird Ihnen der Aufenthalt auf Riekut gar nicht so unangenehm, wie Sie jetzt glauben“, antwortete er.

„Ich plaudere ein wenig“, fuhr die Gräfin fort und setzte sich in einen Polsterstuhl, „während Sie sich von der Fahrt restaurieren. Im Wohnzimmer ist der Teetisch schon gedeckt.“

Wie ihre Herrin sich geändert hatte! Wer hätte das von der hochmütigen Karola von Adlersfelde vor einigen Monaten gedacht. Ja, auf die Gräfin mußte der Aufenthalt hier wirklich stark gewirkt haben.

Fräulein Bangett hatte sich bald „restauriert“, und die Damen begaben sich in ein größeres Zimmer, das mit seinen gediegenen Polstermöbeln, dem wichtigen Eichentisch in der Mitte, dem breiten, weißen Kachelofen mit der blankgeputzten Messingtür, dem großen Bockinschen Gemäldeabdruck etwas Wuchtiges, Festes hatte, während dazu das leichte fahrbare Teetischchen, die einladenden Stuhl- und Sofakissen, die schlanken Vasen mit Heidekraut und Strandastern, die ruhelos pulsierende Kokofuhr einen mollig reizvollen Gegenstand bildeten. Und einladend furrte das blanke Schwung-Eiselschen über dem Samowar, ein Teller mit einfachem Gebäck und bereitgestellte flache chinesische Tassen erinnerten an die sorgsam waltende Hand einer Hausfrau.

Entzückt war Fräulein Bangett im Türrahmen stehen geblieben.

„Nun, gefällt es Ihnen?“ fragte die Gräfin mit fast stolzer Freude, „ach, mir wird täglich immer heimatlicher ums Herz. Draußen das Meer, die Stille, die Weltabgeschiedenheit, und hier drinnen mollige Wärme, Behaglichkeit.“

Die Gesellschafterin schwieg. Es war ihr ein peinlicher Gedanke, daß sie geglaubt hatte, in eine eskimo-artige Behausung zu kommen.

Die ganzen Vormittage über war Momme in der Wirtschaft und bei den neuen Bühnen tätig. Das Mittagessen nahm er mit den Damen gemeinschaftlich zu landesüblicher Zeit gegen zwölf ein. Am frühen Nachmittag wurde mit der Gräfin gerechnet und beratschlagt. Nachher sollte er eigentlich sein freier Herr sein. Aber die Gräfin bat ihn gewöhnlich, mit ihr — je nach dem Wasserstand — zu rudern oder auf die Watten hinauszureiten.

Sie hatte zwei herrliche weiße Reitperde gekauft, und oft trugen die stolzen Tiere eine schlanke Frauengestalt und einen kraftstrotzenden Mann übers Vorland nach den schlummernden Watten.

Wie lebensfroh die dunklen Augen der Gräfin strahlten, wenn sie neben ihrem Begleiter dahintrabte. Möwenrufe um sie her, unter den Pferdehufen der gärende Schilde, hinter ihnen das grüne Eiland, vor ihnen das Meer.

Auch Momme liebte diese Ausritte. Und wenn die beiden auch nur sprachen, wenn sie wirklich etwas zu sagen hatten, so kamen sie sich doch näher. Momme sah in der schönen Gräfin allerdings nur die frische, natürliche Frau, welche mit ihm die Liebe zu dieser Küste und den Wunsch, dieser Küste zu dienen, teilte. Sie aber — und mochte sie sich anfangs noch so sehr gegen den Gedanken verwahren, mochte sie sich verspotten, eine

Mesalliance mit einem Verwalter das abgeschmackteste Ding der Erde nennen — sie konnte sich schließlich nicht verhehlen, daß eine ernste Neigung für den Nordfriesen in ihr wuchs. Sie war eine zu kühl denkende Natur, um etwa gleich Hoffnungen zu hegen und Zukunftspläne zu schmieden. Aber wenn sie mit ihm über die zweiten Watten ritt, wenn Sonnengold auf Meer und Küste flimmerte, konnte mitunter die Selbstironie in ihr weichen, und sie gab sich töricht holden Träumereien hin, als Königin neben dem Prinzegehn durch das gesegnete Reich zu reiten. Und wenn am stillen Abend die rotumschirmte Stehlampe trauendes Licht im Zimmer verbreitete, wenn der Samowar sein köstlich einflussendes Döb sang, ließ die Gräfin es sich nicht nehmen, selbst den Tee in die Tassen zu füllen, und in ihr war ein unbekannt seltsames Gefühl, hausfraulich für den geliebten Mann zu sorgen.

Momme merkte von dem, was in der Gräfin vorging und immer stärker wurde, nichts. In harmloser Unbefangenheit schritt er neben ihr durch die Wirtschaftsräume, saß mit ihr über Büchern und Plänen, ruderte und ritt.

Und Fräulein Bangett hatte sich mit Feuereifer über den Bücherschrank hergemacht, der im Wohnzimmer stand und für den die Gräfin ziemlich wahllos einkaust hatte. Nun sah die ältliche Dame mit roten Rosen auf den welken Wangen, las die Bücher von Leben und Liebe und ahnte nicht, was um sie vorging.

An einem kühlen Tage, da ein strammer Ostwind das Wasser von der Küste abhielt und bei Ebbe selbst das Tief wie ausgetrocknet dalag, sprach die Gräfin den Wunsch aus, nach dem Festland hinüberzureiten. Und Momme willigte ein.

Fräulein Bangett blickte entsetzt von ihrem Buch, in dem just ein Liebespaar von steiler Abenwand in den mörderischen Abgrund stürzte, auf, aber sie sagte nichts.

In leichtem Trab ritten die beiden auf die Watten hinaus. Der Ostwind strich knatternd über die weiten Flächen, fuhr ungestüm durch der Gräfin Seidenhaar, preßte Mommes Schnurrbartspitzen gegen seine Wange, und die Mähnen der Schimmel flatterten ruhelos.

Mortlos, ein wenig vornübergebeugt sich gegen den Wind stemmend, erreichten sie das Vorland der Küste und ritten zum „Tanzenden Seehund“ hinauf.

Meggers begrüßte sie. Doch kaum hatten sie sich gesetzt, als er sagte: „Du, Momme, Uwe Tydshen ist gestern Abend gestorben.“

Momme sprang auf. „Uwe — tot —“

Die Gräfin sah, daß ein tiefer Schmerz auf dem Gesicht des geliebten Mannes geschrieben stand.

Nach einem langen Schweigen fragte sie teilnehmend: „Wer ist Uwe Tydshen?“

„Ein Freund von mir“, stieß Momme hervor, „drüben auf der Geest.“

Die Gräfin hatte sich erhoben. In leisem, fast zärtlichem Tone sagte sie: „Wir reiten hinüber.“

Bevor Meggers noch den bestellten Tee bringen konnte, saßen sie wieder im Sattel, und davon ging's in scharfem Trab.

Sie sprachen kein Wort miteinander, doch als sie vom Seitentweg auf den breiten Vredbroer Weg kamen und die Pferde auf dem weichen Grasteppich des Fußsteiges leicht dahineilten, fielen beide wie auf Verabredung in Galopp, straff hoben sich die Gestalten in den Sätteln, und wo ein Gefährt oder ein Fußgänger ihnen begegnete, hielt der sonst wahrlich nicht lobbereite Nordfries an und murmelte: „Donnerwetter, ein prächtiges Paar.“

(Fortsetzung folgt.)



== Lesefrucht. ==



Das Leben ist vom Anfang zu Ende eine Schule, in der man selten irre geht, wenn man nicht allzu früh den Schulmeister spielt.  
Rarl Feder.

## Auszug aus einem Tagebuch über unseren Angriff im Sept. 1915 bei H.

(Zerst. Mz.)

Etwa 500 Meter südlich der Straße M.-V. hatten wir einen schönen Erfolg zu verzeichnen. Längst war diese vorgeschobene Stellung der Engländer im Felde südlich vor H. von uns als lästig empfunden worden. Feindliche Beobachter hatten von hier aus Teile unserer Stellung angesehen und wir liefen Gefahr, daß eines Tages ein Vorstoß der Engländer aus dieser Ausbuchtung erfolgen könnte. Der kommandierende General besah sich die Stellung und kam zu dem Entschluß, daß wir diese vorgeschobene Stellung der Engländer um jeden Preis haben mußten, da wir auf diesem Abschnitt immer ein unheimliches Artilleriefeuer bekamen und manchmal Verluste erlitten, und das auf die Dauer nicht weiter gehen konnte. Für die Wegnahme dieses Waldstückes war der 20. September, nachmittags 5 Uhr 30 Min., angesetzt. Mit größter Vorsicht wurden alle Vorbereitungen getroffen. Wir Telephonisten machten unsere Leitungsdrähte wieder tadellos in Schuß, legten noch Reserveleitungen nach rückwärts, damit sämtliche Befehle durchgehen konnten, was von sehr großer Wichtigkeit ist. Nebenbei bemerkt ist das Telephon im Gefecht einer der wichtigsten Faktoren und ist jeder Telephonist darauf bedacht, hauptsächlich während eines Gefechts die Verbindungen nach links und rechts und namentlich nach hinten aufrecht zu erhalten, was uns damals mit Gottes Hilfe auch gelungen ist und vier Telephonisten mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden. Der Feind sollte durch unser Vorgehen in einem Gelände, in dem er selbst erst vor vier Tagen seine Minen hochgetrieben und angegriffen hatte, völlig überrumpelt werden. Es war ein regnerischer Tag, der Himmel war mit dunklen Wolken verhüllt, und paßte so richtig zu dem kommenden Schauspiel. Se. Excellenz von D. und der kommandierende General standen mit ihrem Auto bei einer zerfetzten Ortschaft in der Nähe von H. und harrierten der Dinge, die da kommen sollten. Der Weg geht zwischen zerfetzten Häufern hinaus nach einer freien, von alten englischen Laufgräben durchzogenen Höhe, von hier aus konnte man das ganze Landgelände übersehen. Alles lag im tiefen Frieden, kein Mensch war weit und breit zu sehen, eine unheimliche Stille, und doch stellte sich hier gleich ein gräßliches Drama abspielen. Wir sahen hier in vorderster Linie am Telephonunterstand in fieberhafter Erwartung und gespannten Nerven. Befehle kamen und gingen, unsere mutigen Feldgrauen standen in nervöser Ungeduld an den Schießscharben und zum Sturm bereit. Die Reserven in zweiter Linie stehen schon mit aufgeschlängelter Gewehr und es ist jedem, als ob die Stille unerträglich würde. — — — Drei Minuten noch — ein Zug schwarzer Vögel fliehet vorüber — nur noch zwei Minuten, und der Zeiger der Uhr will nicht von der Stelle. Eine erwartende Erregung ist in uns — 5 Uhr dreißig Minuten — als man uns das Angriffszeichen gab, schlauberten wir eine schwere Wurfmine (vielleicht zwei Bentner schwer) in die feindliche Stellung, welche eine furchtbare Wirkung hatte. Im selben Augenblick, als diese Mine freipierte, zerriß, zersprang ein dröhnendes Gepolter, gleich einem wütenden Aufschrei, die Erde. Unter unseren Füßen die lastende Stille. In weitem Kreise trauerten die Erde und die Unterstände wie ein schaukelndes Schiff vor dieser gewaltigen Explosion. Dort vor uns ein jähes Donnern, als ob der Boden bersten wollte, und zugleich stieg auch schon eine turmhohle, schmutzige Rauchwolke empor, spritzte wie aus einem neu aufgeschlossenen Krater Dred, Lehm und Wasser zum Himmel auf, und die Ursache: unsere wackeren Pioniere hatten ein paar Minenstollen, die sie tief unter die englische Stellung getrieben hatten, gesprengt, und was darüber war, war vernichtet, nämlich zwei englische Kompagnien hatten dies wichtige Grabenstück besetzt — und waren somit dem Tode geweiht und gingen in die Luft oder wurden verschüttet. Dieses alles war das Werk einiger Augenblicke und zugleich ging eine wahre Hölle los. Entseßt brüllten die Geschütze aus unserem angreifenden Abschnitt in einer Breite von etwa 2 Kilometer. Besonders unsere schweren Haubitzen und Mörser leisteten Vorzügliches. Wie D-Züge kauften die Riesengeschosse durch die Luft und legten Sperrfeuer auf den aufgerissenen Riesentrichter und ein wahrer Eisenhagel geht in die feindliche Stellung, was vernichtend wirkte und uns die Möglichkeit gab, beim sofortigen Vorstürmen durch

einen Gegenangriff des Feindes nicht abgeschnitten zu werden. Drüben aber, auf der feindlichen Seite, antworteten die Batterien der Engländer. Wie angegriffene Bestien sind sie, die sich mit wilden Taktschlägen wehren. Das dröhnende Einschlagen der Granaten, Gewehrschüsse, das dröhnende Geschmetter der Maschinengewehre mengen sich in das dumpfe tosende Gebrüll und steigern es zu einem stürmenden losgelassenen Orchester, aus dem es jetzt pfeift, knallt und donnert, poltert, haust und dröhnt. Gegeneinander stürzen die Erschütterungen an, als müßten sie sich zerfleischen. Granaten schlagen dumpf herüber, Schüsse lösen sich ringsum aus verborgenen Batterien, und am Himmel blüht es jäh auf. Immer und immer wieder wälzen sich mistfarbige gelbe Dampfswaden über den Horizont. Mehr als eine Stunde lang hielt es da oben an, als das Feuer dann gleichmäßig wurde und wir wieder etwas zur Besinnung kamen. Nun kam es zu Handgranatenkämpfen, wodurch der Feind fluchtartig den Graben räumte. Unser tadellos und schnell ausgeführter Angriff war von schönem Erfolg gekrönt, der gewaltige Trichter, den die Sprengung in das vorspringende Waldstück geschlagen hatte, ist von uns besetzt worden. Sofort begannen die Kompagnien von links und rechts die Verbindungen durch Schützengräben herzustellen, was durch Mut und eiserne Ausdauer in einer halben Stunde fertiggestellt war. Durch vorbereitete und mitgenommene Hindernisse aus spanischen Reitern und Drahtverhaue nebst Stahlschuhschildern und Sandsäcken wurde die Stellung sorgfältig ausgebaut, und so war ein durchgehender Schützengraben fertig, und unser Graben eine neue Verteidigungslinie. Wir machten noch eine Anzahl Engländer gefangen, nahmen ihnen drei Maschinengewehre, welche sofort umgedreht wurden, dann wurde noch eine Menge Munition erbeutet und ein Handgranatendepot. Der taktvoll durchgeführte schnelle Angriff gelang mit sehr wenig Verlusten, und mancher erwartete sich das Eisernen Kreuz mit Ehren.

Zum Schluß: Deutschland kann mit Ruhe und Zuversicht der Zukunft entgegenblicken. Die eiserne Westfront der Deutschen vermögen sie nicht zu durchbrechen, ebenso wie unsere Brüder im Osten den Willensheeren der Russen siegreich standhalten. Mit Gott für König und Reich!

Auf ein frohes und siegreiches Wiedersehen in der alten Heimat am schönen Strand der Saar. J. R. 10./172.



### Aus der Kriegszeit.

Die Kriegsschmerzen der Cambridge-Universität. Die starke Wirkung des Krieges auf alle wirtschaftlichen Einrichtungen des Friedens macht sich in England immer mehr geltend. Schon lange ist die Zeit vorbei, da man in Großbritannien den Krieg als ein Abenteuer betrachtete zu können glaubte, das auf dem Festland erledigt wird, ohne das Inselreich direkt zu berühren. Handel und Verkehr, Finanzen und Parteifriede, Wissenschaft und Volkserziehung stehen gegenwärtig in England unter einem starken und sehr fühlbaren Druck, der eine nicht mehr abzustreitende und zu vertuschende direkte Folge des Krieges ist. Auf die Berichte von den Kriegsleiden Oxfords folgt in den Londoner Blättern eine Schilderung der höchst trübsamen zweiten berühmten Universität Cambridge. „Leer und geräuschlos“, so schreiben die „Daily News“, „ist es in den Straßen und Anlagen von Cambridge geworden. Die Schulgebäude stehen verlassen und warten auf bessere Zeiten. Nirgends erblickt man mehr die Studenten in ihren bunten Mägen, kein Plakat verkündet eines der beliebten sportlichen Wettspiele, die Tennisplätze, die Golfwiesen sind verwastet. Nur wenige Schüler sind in Cambridge verblieben. Die übrigen wurden durch Restrukturierung, durch Geldmangel und verschiedene durch den Krieg veränderte Familienverhältnisse abberufen. Bisher sind die Namen von 500 früheren Cambridge-Schülern in den militärischen Verlustlisten veröffentlicht worden. Heute sind an Stelle der ehemaligen 4000 Schüler nur noch weniger als 400 in Cambridge zu finden. Und auch diese sind nicht alle Engländer, alle Sprachen schwärmen durcheinander, die verschiedensten Nationen sind zu sehen, junge Leute aus den Kolonien und neutrale Ausländer bilden die Mehrzahl, und auch sie vermindern sich von Woche zu Woche. So geschieht

es, daß die berühmtesten Professoren froh sein müssen, wenn sie in ihren Kollegs 8 bis 10 Hörer erblicken. Aber nicht nur die Universität, der ganze Ort leidet unter diesen traurigen Verhältnissen. Über 200 Miethäuser, die früher von Studenten bewohnt wurden, stehen leer, und die Wirte wissen nicht, woher sie das Geld für Zinsen und Steuern nehmen sollen. Kaufleute, Gewerbetreibende sind in arge Mitleidenschaft gezogen. Die ganze Stadt erleidet die verschiedensten Entbehrungen. Und beim Schreiten durch die leeren Straßen fragt man sich voll Sorge, ob dies das Ende eines ruhmreichen Ortes bedeutet. Schwarz ist die nächste Zukunft, der man in Cambridge Sorgenvoll entgegenblickt. Der Krieg wirkt hier in unsichtbarer Weise, und niemand weiß, was kommen wird."

**Die drei Gebote für den Londoner Nachtverkehr.** Die wegen der ständigen Beppelingsfahr über die Londoner Straßen verhängte Dunkelheit ist trotz der verschiedensten Vorschläge andauernd die Ursache zahlreicher Unglücksfälle. Tagtäglich melden die Blätter neue Zusammenstöße von Menschen und Wagen, die in zahlreichen Fällen mehr oder weniger schwere Verletzungen zur Folge haben. Nimmere veröffentlicht die „Daily News“ eine Zusammenstellung von Vorschlägen und Beobachtungen, die zur Erleichterung und größeren Sicherung des Verkehrs in den fast lichtlosen Straßen dienen sollen. An der Spitze dieser Vorschläge steht der vornehmlich für Frauen bestimmte Rat, in ihrer Kleidung möglichst viel helle Farben herrschen zu lassen, da man in der gedämpften Beleuchtung helle Kleider aus größerer Entfernung erblickt als dunkle. Besonders werden weiße oder zumindest in sehr hellen Farben gehaltene Hüte empfohlen, da die Kopfbedeckungen den vereinzelt brennenden Rostlampen näher sind als z. B. die Hüte. Doch dieser Vorteil schließt auch eine Gefahr in sich. Eine derart hell gekleidete Person soll niemals mit einer dunkel gekleideten zusammenwandern, weil sie die letztere dadurch um so mehr zusammenstoßen aussetzt. Man erblickt nur die hell gekleidete Gestalt, und indem man ihr auszuweichen sucht, stößt man an die dunkel gekleidete Begleitung. Der zweite Vorschlag richtet sich an die Herren. Sie sollen stets brennende Zigaretten im Munde haben und so ihre eigene kleine Beleuchtung vor ihrem Anblick tragen. Der dritte Vorschlag endlich empfiehlt das Tragen grobgenagelter Schuhe — in der Art von Bergstiefeln — damit die Schritte auf dem Pflaster schon aus möglichst weiter Entfernung hörbar werden. Die Wirksamkeit dieser Schuhe kann noch gesteigert werden, indem man sie aus hartem, knarrendem Leder herstellen läßt.

**Wie die Franzosen auf Korfu landeten.** Die folgende Schilderung der gegen die primitivsten Gebiete der Neutralität und des Völkerrechts unternommenen Landung französischer Truppen auf Korfu findet sich im „Daily Chronicle“: „Zur Ausführung der Landung bediente man sich keiner besonderen Transportschiffe. Mannschaften, Geschütze, Pferde und Munition sowie die notwendigsten Lebensmittel wurden auf französischen Kriegern untergebracht, die in Begleitung einer Flottille von Torpedobootszerstörern mit einer Geschwindigkeit von 9 Knoten nach dem Kap Aspro genannten Küstenvorsprung der Insel dampften. Spät abends hatten sie die Küste erreicht. Mit gelöschten Lichtern glitten die Kreuzer in den Kanal, der Korfu vom Festlande trennt. Um 2 Uhr morgens endlich fuhren die Kreuzer in den Hafen von Korfu ein, woselbst sie Anker legten. Die Mannschaften — an der Spitze die Alpenjäger — wurden in Booten nach den Gasenanlagen gebracht und betraten den Boden von Korfu, während alles auf der Insel in tiefem, ahnungslosem Schlafe lag. Auf dem Gasenkaai wurde die Expedition von dem französischen und italienischen Konsul erwartet. Die Truppen wurden von den ortsländigen Kosulen durch die Straßen geleitet. Der griechische Präfekt der Insel war von der Landung erst offiziell und der Form halber benachrichtigt worden, als diese bereits in vollem Gange war. Der Präfekt erwiderte mit einem energischen Protest, der aber nicht weiter zur Kenntnis genommen wurde.“

**Warum die Frauen länger leben als die Männer.** Erreichen die Frauen im Durchschnitt ein höheres Alter als die Männer? Eine Umfrage in New York bejahte diese Frage. „Die Frau über 55“, heißt es, „führt zweifellos ein ruhigeres und gesünderes Leben als der Mann im gleichen Alter. Das Lebenswerk der Frauen ist mit 55 Jahren so gut wie abge-

schlossen; es bleibt nicht mehr viel für sie zu tun übrig. Was sie erreichen konnten, mußte bis zu diesem Alter geschehen. Der Mann aber ist körperlich, geistig und in seinem Nervensystem gerade mit zunehmendem Alter auch zunehmenden Anforderungen ausgesetzt. Er hat nicht nur die Arbeit zu erfüllen, die sein Beruf ihm vorschreibt, sondern er muß sich auch der rücksichtslosen Konkurrenz erwehren, mit der jüngere und daher gesündere Kräfte der gleichen Berufsstufe ihn bedrohen.“ Im Verlaufe des Jahres 1915 erschienen in der „Times“ Todesanzeigen über 854 Männer und 1117 Frauen im Alter von 80 oder mehr Jahren. Unter diesen waren 7 Hundertjährige, sämtlich Frauen. Auch die Durchschnittsberechnungen der Versicherungsgesellschaften haben erwiesen, daß die Frauen länger leben als die Männer. In der Altersgruppe zwischen 55 und 60 Jahren sterben weitaus mehr Männer als Frauen. Eine höchst seltsame und zweifelhafte Behauptung stellt ein amerikanischer Lebensversicherungsbeamter auf. Er meint, daß die Frauen in ständiger Gefahr sind, durch eine aus materiell-egoistischen Ursachen geschöpfte Energie länger auf der Erde auszuharren. So behauptet er, daß Frauen, die eine Versicherung auf Erleben eingegangen sind, sich durch den Wunsch, das zur Auszahlung bestimmte Alter zu erreichen, lebendig und kräftig erhalten.

**Griechische Schwammfischerei.** Etwa 800 griechische Schiffe sind für die Schwammfischerei ausgerüstet. In den einheimischen Gewässern obliegt ungefähr ein Drittel der Fischer mit Fanghaken der Schwammfische. Die übrigen arbeiten mit Schlaghandern und Tauchvorrichtungen an der nordafrikanischen Küste. Die Bänke liegen, wie wir einer der „Fischerzeitung“ angestellten Untersuchung über die Fischer in Griechenland entnehmen, in einer Tiefe von 6 bis 20 Meter. Das Gewerbe ist außerordentlich mühsam; denn die mit Tauchapparaten ausgerüsteten Schwammfischer sind in der ständigen Gefahr, entweder zu ersticken oder gelähmt zu werden. Die mit Schlaghandern arbeitenden Taucher können bei einer Wassertiefe von 10 Meter noch drei Stunden auf dem Meeresgrunde weilen; bei größeren Tiefen dauert jedoch der Aufenthalt nur höchstens eine Stunde. Die aus dem Meere gewonnenen Schwämme sind noch nicht handelsfähig. Sie werden erst von der protoplastischen Substanz, von der sie umhüllt sind, gereinigt, auf Fäden gezogen und gewässert, um dann getrocknet zu werden. Erst jetzt haben sie ihre gelbe Farbe und kommen auf den Markt. Qualitativ am besten sind die Schwämme der tripolitischen Küste, die im Preise zweimal so hoch stehen wie die guten Schwämme von Daghafion. In dritter Linie kommen die Produkte von Chyren und Kreta. Der Gesamtertrag stellt ungefähr einen Wert von 8 Millionen Franken dar, womit ein erheblicher Teil des europäischen Bedarfes gedeckt ist.

**Seehunde im Ost.** Von der Insel Äsen wird gemeldet, daß dort die Seehunde überhandnehmen. In großer Menge treten sie nach einer Mitteilung der Jagdzeitung „Sankt Oubertus“ im Wenningbund und der Aufseherbehörde zwischen dem Festlande und der Insel Äsen auf. Die Rehe der Fischer sind in steter Gefahr, da die Seehunde sie zerreißen, um an die darin gefangene Fische gelangen zu können. Auf das starke Auftreten der Seehunde wird es auch zurückgeführt, daß die Dorisch- und Heringsfischerei in der Förde zurzeit so geringe Erträge liefert, daß z. B. manchmal in Sonderburg überhaupt keine Fische auf den Markt kommen. Vielleicht hat die außergewöhnlich starke Kälte in den nordischen Ländern die Seehunde südwärts getrieben. An der Ostküste Dänemarks sind kürzlich ebenfalls zahlreiche Seehunde festgestellt, die an vielen Stellen reichliche Nahrung an den zahlreichen an die Küste geworfenen erfrorenen Fischen finden.

**Amerikanischer Humor.** Der Lehrer: „Was ist Wasser?“ Der Schüler: „Eine farblose Flüssigkeit, die schwarz wird, wenn man sich darin die Hände wäscht.“ („The Panther.“) — „Man sagt, daß die größten Gegensätze die besten Ehen ergeben.“ „Natürlich; darum suche ich auch nach einer reichen Braut.“ („Brooklyn Eagle.“) — Sie: „Erinnerst du dich noch, Liebling, wie du das allererste Mal um mich anhieltest und ich dir einen Korb gab?“ Er: „O ja. Es ist die schönste Erinnerung meines Lebens.“ („Buffalo Courier.“) — „Man spricht jetzt viel davon, die Soldaten für die Erfordernisse des Zivilistenlebens auszustatten. Doch in gewissen Ländern wäre es wichtiger, aus den Zivilisten Soldaten zu machen.“ („New York World.“)